

Scham, Paul, Walid Salem and Benjamin Pogrund (eds.): Shared Histories. Palestinian-Israeli Dialogue. Jerusalem 2005. 281 pp.

Gemeinsam geteilte Geschichten? Wer den jahrzehntelangen Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern Revue passieren lässt, kommt nur zögerlich auf diesen Titel. Zu folgenreich stehen Ideologien und Interessen beider Völker gegeneinander. Woraus also zielt die Veröffentlichung mit vielen Referaten und noch umfänglicheren, teils hitzigen Diskussionen? Ihre Ausgangsthese lautet, dass die tiefe Kluft gegensätzlicher Narrative den Frieden zwischen beiden Völkern verhindert hat, so dass statt von einer „gemeinsamen“ von einer „gleichzeitigen“ Geschichte oder einem „geteiltem Schicksal“ – nämlich der Konfrontation – gesprochen werden sollte, wie Teilnehmer kritisch bemerkt haben.

An der vorherrschenden Unkenntnis übereinander seien alle Verhandlungen seit Oslo gescheitert, weil ihre Protagonisten glaubten, mit dem Federstrich ihrer Unterschrift dem Konflikt ein Ende zu setzen. Konsequenterweise seien deshalb andere Vorschläge, von denen besonders die „Genfer Initiative“ genannt wird, selbständige Wege gegangen, nämlich die Idee des Friedens durch politisch-pädagogische Bemühungen in der Bevölkerung mit der Erwartung zu verankern, dass ihr die Regierenden auf Dauer nicht widerstehen können. Erst dann werde von gemeinsamer Geschichte die Rede sein können.

Sollten sich Palästinenser und Israelis auch in Zukunft weigern, die historischen Erfahrungen der jeweils anderen Seite zu verstehen, seien die nächsten Runden im Kreislauf der Gewalt vorgegeben. Wenn die Herausgeber aus dem „Palestinian Center for the Dissemination of Democracy and Community Development“, dem „Harry S. Truman Institute for the Advancement of Peace“ an der Hebräischen Universität, dem jüdisch-orthodoxen „Center for Social Concern“ und der Jerusalem Dependence der Friedrich-Naumann-Stiftung seit 1999 das Wagnis mehrerer Konferenzen auf Zypern und in Jerusalem zu Themen unternahmen, die den Zeitraum vom frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart abdecken, so geschah dies in der Überzeugung, dass Frieden möglich sind. Erschwert werde dieses Ziel jedoch, so räumen die Verfasser ein, dass jeder Historiker, jeder Autor, jeder Staatsmann und jeder Lehrer an seinem eigenen Narrativ des Verständnisses kollektiver Geschichte

webt. Der Titel des Buches symbolisiert insofern ein politisches Desiderat – historische Aspekte aus beiden Nationalbewegungen auf Parallelen, Komparationen und Verwandtes zu untersuchen.

Als Beispiel für die aktuellen Schwierigkeiten wird auf die unterschiedlichen Interpretationen der UN-Teilungsresolution vom November 1947 verwiesen. Nachdem die zionistische Bewegung sie im guten Glauben, wenn auch zögernd akzeptiert habe, sei der jüdischen Gemeinschaft von Seiten der Araber der Krieg aufgezwungen worden, wobei die „Haganah“ im Zuge der Selbstverteidigung mehr Land erobert habe, als der Teilungsplan dem künftigen jüdischen Staat zugestanden habe. Diese territorialen Zugewinne seien aber als Verteidigungsräume gerechtfertigt. Wie verstand die arabische Gegenseite den UN-Beschluss? Er war für sie von vornherein illegitim, weil die Vereinten Nationen kein Recht hatten, über ein Land zu verfügen, das den Palästinensern gehörte. Deshalb könnten sie nicht dafür gescholten werden, auf ihrem Eigentum zu beharren, zumal da die jüdische Führung ernsthaft nie den Teilungsbeschluss akzeptiert, sondern die Vertreibung der arabischen Bewohner des Landes geplant habe.

Hinter solchen Widersprüchen in der Einschätzung lagern unterschiedliche Interesse. Reicht es zur Konfliktbereinigung aus, dass – wie verlangt – die heutigen Israelis sich für die „erste Sünde“ entschuldigen, der Vertreibung Hunderttausender Palästinenser durch ihre Väter und Großväter? Lassen sich menschliche Katastrophen tatsächlich auf eine einzige historische Weggabelung zurückführen, aus der sich ein linearer Determinismus ableiten lässt, so dass sich weitere Perspektiven erübrigen? Welche Rolle spielten denn für die Konfliktgeschichte demographische Verschiebungen, etwa die Urbanisierung der arabischen Bevölkerung, von der um das Jahr 1800 rund ein Sechstel, 1922 aber ein Drittel in den zwölf größten Städten des Landes lebte, darunter in Jerusalem, Gaza, Nablus, Hebron, Jaffa, Akko und Safed? Wann wurde aus der zionistischen Kolonisations- eine Kolonialbewegung? Wie wirkte sich der Verkauf großer Bodenflächen im Eigentum weniger arabischer Familien auf die arabischen Kleinpächter („Fellahin“) in der Küstenebene und im Jesreel-Tal sowie die Übernahme der nicht in osmanischen Grundbüchern eingetragenen Böden von Beduinen auf die Dynamik der jüdischen Einwanderung, auf die

Entstehung einer modernen Landwirtschaft und auf die Industrialisierung aus, die Araber aus den umliegenden Ländern als Arbeitskräfte anlockte?

Welche Resonanz bewirkten Modernisierungsprozesse, und waren ihre Nutznießer lediglich Juden, wenn man in Erinnerung ruft, dass die ersten jemenitischen Juden 1881 in Palästina einwanderten und jene Beschäftigungen billig verrichteten, in die die arabische Bevölkerung gemäß dem zionistischen Prinzip der „jüdischen Arbeit“ nicht eingeschlossen werden sollte? Welche Konsequenzen ergaben sich aus den Rivalitäten zwischen der arabischen Bourgeoisie in Gestalt der drei Familien Khalidi, Nashashibi und Husseini für die Eigenheiten der Auseinandersetzungen mit den Briten und den Zionisten? Wann begannen die Araber des Landes von einer territorialen Einheit „Palästina“ zu sprechen und nicht mehr vom südlichen Teil Groß-Syriens, und warum scheiterten politische Alternativen, wie sie etwa vom „Friedensbund“ Martin Bubers oder von der arabisch-jüdischen Kommunistischen Partei Palästinas ventiliert und ins Spiel gebracht wurden?

Es mag auffallen, dass manche palästinensischen Ausführungen auf relativ wenige Quellenmaterialien aus arabischen Archiven zurückgreifen konnten. Adel Manna vom „Israelischen Institut für arabische Studien“ und andere haben in diesem Zusammenhang bemerkt, dass die Palästinenser die letzten Konfliktbeteiligten gewesen seien, die ihre historischen Erfahrungen zu Papier gebracht hätten. Noch heute müsse auf die Arbeiten israelischer und westlicher Wissenschaftler zurückgegriffen werden, um Zugänge zur eigenen Geschichte zu finden, wenn nicht allein die „oral history“ bemüht werden solle. Die Einrichtung eines zentralen palästinensischen Archivs steht noch aus.

Höchstwahrscheinlich sind die Diskussionen mit hochrangigen, auch im deutschsprachigen Raum bekannten Beteiligten (Meron Benvenisti, Manuel Hassassian, Ruth Kark, Moshe Ma'oz, Norman Rose, Bernard Sabella, Walid Salem, Paul Scham, Avraham Sela, Salim Tamari und anderen) vom Tonband abgeschrieben und keiner näheren redaktionellen Bearbeitung unterzogen worden, um dem Verdacht der Zensur zu entgehen. Diese Vorgehensweise hat zur Konsequenz, dass sich manche weitschweifigen Längen, Überlappungen und Wiederholungen ergeben haben, die die Lektüre bisweilen zum Geduldsspiel machen. Aber der Vorteil dieser

unredigierten Dokumentation liegt darin begründet, dass die Aussagen beim Leser den Eindruck der ungetrübten Authentizität hinterlassen – ein Wert, den nicht nur die Teilnehmer in Zypern und Jerusalem schätzen dürften. Wenn es um das Einfangen der Stimmungen und der Atmosphäre in beiden Gesellschaften geht, lassen sich politischer Diskurs und akademische Evidenz schwer voneinander trennen, denn Geschichte ist keine exakte Wissenschaft. Insofern ist jede „Shared history“-Debatte mit einer Hypothek belastet, die um unterschiedliche Wahrheiten kreist. Die Fortsetzung des von den Stiftungen eingeschlagenen Weges ist geradezu zwingend.

Reiner Bernstein